

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 115 Bydgoszcz, 21. Mai Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

(2. Fortsetzung.)

4.

Immer wieder trat der Schwarze Zeno in diesen Ostertagen an ein Fenster und sah über die Stadt Sankt Herberg hinweg zu dem blauen und weißen Gebirg, das dunkler wurde mit jedem Tag.

Er will seinen Anblick auch nicht in dieser Stunde versäumen, da es um das Lebensheil seiner Tochter geht. Lucina hat sich an Ildefons verpfändet, und nun ist er gekommen, sein Recht einzulösen. Rund um ihn stehen alle seine erlauchten Ahnen, der Schwarze Zeno spürt wohl, wie die Schatten ihrem Urenkel Beistand leihen. Und er selber mit den aufgeworfenen Knabenlippen und dem kühnen Aug, mit einer glatten, braunen Stirn, dem runden und doch festen Kinn ist ein Bild, das ein Frauenzimmer wohl im ersten Nu einschließen könnte in ihr Herz.

Jede andere, aber nicht Lucina. Sie ist nicht geschaffen, daß sie sich gleich zu einem hinneigt, wenn er ihr ein paar schöne Worte in das Ohr säuselt, aber auch nicht dafür, daß sie einer überlistet mit ein wenig Schlauheit und ein wenig Trug.

Ist sie ihm darum gewachsen, daß er sie zu einem Geschenke macht für einen, nur weil er Gefallen an ihr gefunden hat? Nein, du junges Gräflein, so offen ist die Hand des Schwarzen Zeno nicht. Man weiß von Lucina, wie häufig sie ein schnelles, unbedachtes Wort gereut hat, und sie mag es auch diesmal allzu rasch an einen trügerischen Pfeilschuß gehängt haben. Aber man kann so einem, der noch eben ein Jüngling gewesen ist, nicht sagen: Steh ab von deinem Vorhaben, es gilt bei einer Frau kein Anrecht, wenn es nicht von ihrem Mund in deinen Mund hinein zugesagt ist, warte noch, es ist erst der März vorüber, noch ist nicht alles Eis von dem Panzer abgeschmolzen, aber kehre wieder zu und frage, wenn wir Mai schreiben. Der Schwarze Zeno weiß wohl, es ist vergeblich, im Frühling einen Wildbach aufzuhalten, er muß schäumen und reißen, man kann ihm nur ein Bett auftun und ihm sagen: So, und jetzt schäume und reiße auch hier dahin!

Der Schwarze Zeno schaut in das Gebirge hinauf, vielleicht kommt ihm von dort ein gutes, ein starkes Wort zu, das er dem Grafen Ildefons geben kann, ein kluges Wort, das nichts verspricht und nichts versagt. Und die verschneiten Almen, die auftauenden Wälder senden ihm wirklich Hilfe.

Er müht sich um einen begütenden Ton:

„Lucina ist nicht wie jede, Sie wissen es, Ildefons."

„Ich weiß es", jauchzt der Werber.

„Man kann sie nicht an der Hand nehmen und in die Kirche führen."

„Ich weiß es." Diesmal jauchzt er nicht mehr.

„Der Mann wird neben ihr kein Honiglecken haben."

„Mit Honig verdirbt man sich den Magen."

„Es muß ein richtiger Mann sein, der um sie freit."

Jetzt hebt sich die Stimme des jungen Grafen wieder in die Höhe wie ein Flaum.

„Ich werde es erweisen."

„Immer wieder wird Herakles ausgeschickt."

„Ach, daß Napoleon schon tot ist. Es ist langweilig in der Welt, es gibt nirgends einen Krieg."

„Es wird sich eine andere Probe finden, Ildefons."

„Jede, Durchlaucht, jede."

Jetzt jauchzt er wieder.

„Also gut, neuer Herakles, eine Probe nur. Aber sie wird zeigen, ob du klug, tapfer, mutig, beharrlich in einem bist."

„Was soll ich tun?"

„Nur nicht so hitzig, mein Lieber. Es gehört zum Manne auch, daß er bedächtig ist. Heißes Blut hat Lucina selber, dein Blut muß kalt sein."

„Ich habe mich schon wieder im Zaum."

„Also höre, Ildefons. Im Gebirge droben sollen Räuber sein. Man meldet es mir von einigen Seiten."

Der Junge flammt wie Pulver hoch.

„Ich werde sie ausrotten, bis aufs letzte Haar."

„Zuerst mußt du sie haben, Hitzkopf."

„Ich werde sie kriegen, und wenn ich sie aus Grillenlöchern herauskitzeln muß."

„Wenn es die Räuber überhaupt gibt."

„Sie sagen doch, daß Räuber im Gebirge droben sind."

„Ich sage es nicht, die Leute sagen."

„Und das soll die Probe sein?" trauert Ildefons geringschätzig.

„Sei nicht voreilig. Es kann noch kommen, daß dich die Probe reut, wenn sie dir die Haut abziehen."

„Nie!" Es ist wie ein Peitschenknall.

„Also dann geh und bestehe die Probe! Sie kann leicht sein, sie kann schwer sein. Es liegt mir daran zu wissen, wer sich im Gebirg herumtreibt. Sind es arme Teufel oder Halsabschneider?"

„Soll ich sie in Ketten legen lassen?"

„Wenn ihrer zwölf sind und du einer, kannst du es ja versuchen."

„David erschlug auch Goliath."

„Dann sei ein David."

„Und wann muß ich zurückkehren?"

„Wenn du sie genug ausgekundschaftet hast. Wenn sie reif sind zum Ausheben."

„Sind gewiß alle dem Galgen entlaufen."

„Und du meinst schon, es ist ein Kinderspiel, was ich dir da auftrage."

„Ich werde es mit List anfangen und mit Mut beschließen."

Schon brennt Ildefons in einem hellen Feuer.

„Ja, sei ein Fuchs und sei ein Adler. Aber laß dir Zeit."

„Herakles hat auch nicht mehr die nächste Nacht im Schlaf versäumt", glüht der Junge den Schwarzen Zeno an.

„Dann geh! Meinen Segen hast du."

Und das Lächeln, mit dem er ihn entläßt, ist zur Hälfte Neid und zur anderen Hälfte Erinnerung; haargenau so wäre auch er gewesen, wenn ihn, da er noch ein Jüngling war, jemand ausgesandt hätte, Räuber zu suchen.

5.

Herr von Merlyn hat dem Grafen Ildefons auf seine Frage nach einem verschwiegenen Schneider den Nikolaus Tschinderle genannt. Zwar ist er ein Mann, der nächstens in die Sterne schaut und einen Mondfleck für ein Silberplättlein vom Boden aufheben will, der zuzeiten merkwürdige Reden hören läßt, für die er ausgelacht, doch auch verwarnt ist worden, aber er versteht sein Handwerk wohl, und er weiß auch seinen Mund zu verschließen, wenn man es ihm aufträgt.

So hat Ildefons ihn denn am Abend in Sankt Herberg gesucht und bei kleinen Leuten wohnend gefunden, in einem winzigen, nach Lavendel duftenden Haus am Finsteren Tor, wo er ein stiller Inwohner ist und sich mit einer winzigen Stube begnügt. Was braucht, sagt er selber, ein Schneider einen großen Saal, es ist genug Raum für ihn, wo er so viel Tuch ausbreiten kann, daß er daraus den Rock für den Schwarzen Zeno zurechtschneiden wird, und mächtiger wird kein Mann sein, dem er je einen Rock anmessen soll.

Im Sommer sitzt man draußen unter dem Baum, der das ganze Gärtlein beschattet, so klein ist es, und wenn man an einem Regentag das Fenster auftut, ist ja die Stube gleich größer, man kann die Nadel an dem langen Zwirnfaden in das Freie hinausführen und das Bügelbrett in das Gärtlein hinausstrecken. Die Sonne kommt brav an das Haus, der volle Mond laternelt zwölfmal im Jahr herunter, das ist in so einer verwinkelten Stadt wie Sankt Herberg, wo viele Leute von ihren Fenstern aus Sonne und Mond niemals sehen, als wären sie überhaupt nicht, ein großes Glück. Was will man mehr?

Aber es ist dem Teufel nicht recht, daß man sich fröhlich bescheidet, manchmal träufelt er einen Tropfen Gift in das Schneiderherz. Da hat er heute abend, auch nur zur Versuchung, den Sichelmond als eine goldene Schale auf den Dachfirst da vorn oben gestellt, und aus ihr hebt Nikolaus Tschinderle verrückte Wünsche, einen nach dem andern; es ist so still am Finsteren Tor, auch die Amsel singt nicht mehr, und das Fenster kann ein wenig offen sein, zum erstenmal in diesem Jahr.

Viele Wünsche haben Platz in einer seichten goldenen Schale, man würde es nicht glauben, immer noch bleibt einer zurück, wenn man einen herausgehoben hat ... Morgen soll Afra wieder kommen und das Bügeleisen ausleihen ... Sie wird noch einen Augenblick verweilen und dann fragen: Warum sagst du es nicht, was du lange schon am Herzen hast? ... Darf ich denn, Afra? ... Ich warte die ganze Zeit darauf ... Und sie wird mir zunicken ... Eine Glocke wird zu läuten anheben ... Warum läutet die Glocke? fragen die Leute ... Sie läutet zur Hochzeitsmesse ... Wer heiratet in Sankt Herberg? ... Das wißt ihr nicht? Der Nikolaus und die Afra ... Lang genug ist er ihr nachgegangen ... Jetzt wird er aber nicht mehr bei den Baumpiepern wohnen? ... Lachet nicht über das Paar, es sind arme Leute, aber brave Leute, sind immer gut zu ihm gewesen ... Da kommt die Hochzeit, schauet, in einem gläsernen Wagen sitzt das Brautpaar, müssen ihn von dem Fürsten ausgeliehen haben ... Der Schwarze Zeno hat gar keinen Wagen aus Glas, der Nikolaus selber hat ihn gekauft ... Mach zu den Mund, es ist so. Er hat droben im Gebirg einen Brocken Gold gefunden, so groß wie ein Kinderkopf ... Dann ist freilich leicht Hochzeit halten ...

Jetzt ist die Schale in den First versunken, und es stehen nur mehr zwei goldene Nägel aus dem Dach. An sie heftet Nikolaus Tschinderle sein Spinnweb, und es bedeckt ihn, das Gärtlein und das Haus. Es würde dauern vielleicht über die Mitternacht hinaus, wenn niemand daran rührt, aber es ist so fein gewebt, daß es schon eine leise Stimme zerreißt.

„Hier stoßt man ja beim Atmen an die Mauer", hat eben ein später Besuch gespöttelt. Es könnte wohl der Böse in der Gestalt eines jungen Herrn sein.

„Ich kann von einer Wand zur anderen laufen", sagt Nikolaus Tschinderle dawider.

„Den Flohsprung weit."

Da fängt auch der Zeisig aus dem Dämmer zu schimpfen an.

„Wir wollen uns nicht streiten, wir drei", lacht der fremde Gast.

„Was steht zu Diensten, Herr?" buckelt Nikolaus Tschinderle.

„Mach Er aus mir einen gemeinen Mann", wünscht der Herr, der ein Schatten in düsterem Zwielicht ist, und legt schon seinen Rock ab.

„Wie befehlen es der Herr?"

„Er wird wohl ein paar alte Fetzen haben."

Oh, da ist jemand auf einem Wege, zu dem ihm keine Laterne leuchten wird und den das Taglicht nicht bescheinen darf. Das Herz hüpft dem Schneider in der Brust. Oh, da will sich einer verkleiden, und es ist einmal einem vornehmen Herrn sein guter Rock lästig geworden, das gewinnt den Schneider gleich im ersten Augenblick. Er hat von Harun al Raschid gelesen, dem weisen Kalifen, er hat von Kaisern und Königen vernommen, die sich unbekannt unter ihr Volk mengten; wer weiß, welchen großen Namen der junge Herr abtun will und warum er sich verwandeln muß. Das ist einmal etwas nach seinem Sinn.

„Kennt Er mich?" fragt der Fremde jetzt auch noch zum Überfluß. „Hat Er mich einmal gesehen?"

„Nein, Herr."

„Dann ist es gut. Er wird seinen Mund halten."

„Wie es der Herr befiehlt."

„Er hat die Statur von mir, tausch Er mit mir sein Gewand."

„Der Herr sind wohl um ein paar Riemenlöcher größer."

„Dann werden ein paar Nähte platzen, ich werde zerrissener sein. Es ist mir noch lieber."

„Soll ich nicht einen Zwickel einnähen?"

„Ich habe keine Zeit für Seine Künste. Mach Er schnell."

Und es wechseln in dem Dämmer der Nußschale Graf und Schneider ihre Kleider, es wird der Hochgeborene zu einem geringen Manne, der ein Geldstück auf das Tafelbrett hinwirft und zuletzt den Mantel um sich schlägt. Ehe er aber wieder in die stille Finsternis tritt, wie er aus ihr gekommen ist, fragt er aus dem Dunkel, und seine Stimme ist ein leibloses Gespenst:

„Es kommen doch viele Leute zu Ihm."

„Mehr als genug."

„Haben sie Ihm etwas von Räubern zugebracht?"

„Die Weiber schrecken sich damit."

„Er glaubt nicht daran?"

„Vielleicht nehmen ein paar Landstürzer das Maul voll. Viel mehr werden sie nicht stehlen wie dem Herrgott den Tag."

Er kommt keine Meinung mehr zurück, jetzt ist Nikolaus Tschinderle wieder allein. Ist überhaupt jemand zugegen gewesen? Wenn er nicht das fremde Gewand an seinem Leibe spüren tät, müßte er glauben, es wäre alles nur geträumt. Aber da fühlt er das feine Tuch an sich hinunter; hat ihn vielleicht der Böse eingekleidet, und er hat sich draußen in den Ziegenmelker verwandelt, der über den Garten ruft?

Ach nein, die Ziegenmelker nisten seit jeher am Finsteren Tor, vor wenigen Tagen erst sind sie wiedergekehrt, deshalb zuckt man bei ihrem Schrei noch zusammen. Aber ist es nicht ein Zeichen vom Himmel: ein Herrenkleid ist einem in der Nacht zugetragen worden. Es wird ein Hochzeitsrock sein. Und von ihm bis zum gläsernen Wagen ist es nur ein paar Schritte weit.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Claudius

„Helpe mi, Moder Marie!"

Diese Geschichte geschah. Und die sie erlebt haben, vergessen sie nicht wieder bis an ihren Tod.

Die Leute waren aus dem ganzen Dorf versammelt. Es sollte ein Schauspiel geben. Es war schon lange im Orte das Wesen davon. Junge und Alte waren daran beteiligt und hatten ihre Wichtigkeit damit, insbesondere aber Mutter Gesche. Sie war nicht mehr jung, und der große Krieg hatte ihrem Herzen wohl zuviel zu tragen gegeben. Aber sie wollte es nicht wahr haben und war die eifrigste von allen und in Dingen, die nach ihrer Meinung alle angingen, immer voran.

So auch in diesem Stück, das sich um die Gestalt jenes Heilandschnitzers aufbaute, der vor Jahrhunderten hier im Orte gelebt hatte zu der Zeit, als der zupackende Luthergeist alles bewegte und auch Hans Brüggemann und sein Altarwerk. Und da er sein kindliches Herz nicht verbergen konnte nach aller Künstler Art, ward er der Ketzerei verklagt und hart gerichtet. Man stieß ihm die Augen aus.

Nun war es soweit. Und nun saßen die Dorfleute und schauten aus dem Halbdunkel der menschenvollen Diele dorthin, wo der Vorhang sich jeden Augenblick heben sollte und woher dieselbe Sprache an ihr Ohr klingen sollte, die Tag um Tag in der Arbeit um sie war und mit ihnen zu Tische saß.

Der Vorhang hob sich. Ja, das waren ihre Worte und Reden, wie sie ihnen geläufig waren. Und dennoch wieder nicht. Sie mußten Augen und Ohren scharf anspannen. Die Gestalten dort auf der engen Bühne rangen schwer umeinander. Es ging ihnen um den Frieden der Seele. Es ging ihnen um Gott.

Es war still unter den dichtgedrängten Menschen und seltsam feierlich. So hob sich der Vorhang zum dritten Mal und gab der Gestalt des Geschehens Raum. Und es war insgeheim allen bewußt: der den Hannes Brüggemann darstellte, spielte gut, aber jedesmal, wenn Mutter Gesche in der Helle des Lichtkreises sichtbar ward, ging es wie eine Welle über die Rücken der Horchenden, und sie fühlten ihr Herz schlagen.

Hannes Brüggemanns Glaube hatte standgehalten. Der grausam geblendete Mann liegt seiner alternden Mutter, eben jener wundersamen Mutter Gesche, in den Armen. Schweigend liegt er gebreitet. Mit verlorenen Worten will ihm die Schmerzgebeugte Trost zusprechen. Ihre Tränen rinnen über ihres Sohnes tote Augen. Der fühlt es wie lindernden Balsam und sagt mit einer Stimme, als käme sie aus großer Ferne her: „Weine nicht, Mutter. Denn es stehet geschrieben, die Tauben werden hören und die Blinden werden sehen."

Da neigt sich die Mutter tiefer über ihn. Die Leute auf der Diele sehen es alle miteinander. Aus dem Dunkel heraus schluchzt es irgendwo. Nein, das ist kein Spiel! Szene und Bühne sind längst vergessen. Die Horchenden und Schauenden stehen alle im Geschehen mitten darin. Es ist so still, daß man das Atmen der Menschen zu vernehmen glaubt.

Und tiefer noch neigt sich die Mutter hinab auf den Sohn. Dann auf einmal — gilt es ihrem Sohne oder gilt es dem eigenen Schmerz? — wirft sie sich über den Leib des Gemarterten und ruft aus der Inbrunst ihrer Seele, daß es die Horcher wie mit Händen ergreift und schüttelt: „H e l p e m i! H e l p e m i, g o d e M o d e r M a r i e!"

Danach ist alles Schweigen, tiefes, schweres Schweigen. Die Menschen atmen kaum. Als man sich besinnen will, was nun kommen könne, hebt die Mitspielerin — Schrecken in Gesicht und Gebärde — eine Tote empor. Ein Herzschlag hat Mutter Gesche getroffen und mitten im höchsten Momente des Spiels ihr Leben erfüllt.

Es geschieht aber kein jäher Aufschrei. Spieler und Hörer fügen sich wie unter einem geheimen Zwange in das Unabänderliche. Die Szene geht weiter. Mönchische Träger, die gekommen sind, den Geblendeten hinauszutragen, betten die Leiche der Mutter Gesche auf die Bahre, als könne es gar nicht anders sein, und tragen sie gesenkten Hauptes und schweren Schrittes aus dem Spielhause über den Dorfanger und durch das Dorf bis an jenes letzte Haus am Brink, wo Gesche's Wohnstatt war.

Gespielt wurde das Stück danach nicht mehr. Es wollte keiner die Rolle der Mutter Gesche übernehmen. Es wäre auch immer nur eine ärmliche Sache geworden. Wo der Tod selber auf die Bühne getreten war, schrak das Leben zurück.

Diese Geschichte geschah. Und die sie erlebt haben, vergessen sie nicht wieder bis an ihren eigenen Tod.

Die Großmutter.

In einem Gewölbe der Festung zu Riga saß die achtzigjährige alte Gunnel und spann. Die langen Arme waren stark geädert und sehnig, die Brust war mager und flach wie die eines Greises. Einige dünne, weiße Strähnen hingen über die Augen herunter, und sie hatte das Tuch wie eine runde Mütze um den Kopf gebunden. Das Spinnrad schnurrte, und ein Trompeterjunge lag auf dem Steinboden vor dem Feuer.

„Großmutter", sagte er, „kannst du nicht etwas singen, wenn du spinnst? Ich habe dich nur immer schimpfen und schelten hören."

Sie wendete ihm einen Augenblick ihre müden und bösen kalten Augen zu.

„Singen? Vielleicht von deiner Mutter, die auf einen Wagen gesetzt und zum Moskowiter gebracht wurde. Vielleicht von deinem Vater, den sie auf dem Waschhaus im Schornstein aufhängten? Verfluchen will ich jene Nacht, da ich geboren wurde, und verfluchen mich selbst und jeden Menschen, dem ich begegnet bin. Nenne mir einen einzigen, der nicht noch schlimmer ist als sein Ruf!"

„Wenn du ein Lied singst, wirst du froh, Großmutter, und ich möchte dich so gerne froh sehen heut Abend."

„Wen du spielen oder lachen siehst, der ist nur ein Verstellungskünstler. Elend und Schande ist alles, und es ist um unserer Sünden und unserer Niedrigkeit willen, daß die Sächsischen jetzt gekommen sind und die Stadt belagern. Hörst du das Schießen? Laß sie nur feuern und knallen! Warum gehst du nicht heute Abend hin und tust deinen Dienst auf dem Walle wie sonst, sondern liegst hier in deiner Faulheit?"

„Großmutter, kannst du mir nicht ein einziges sanftmütiges Wort sagen, bevor ich gehe?"

„Dich prügeln sollte ich, wäre ich nicht von meinen Jahren so gebrechlich und gebeugt, daß ich nie mehr mein Gesicht gen Himmel heben kann. Willst du, daß ich dir wahrsagen soll? Nennen sie mich nicht die Sibylle? Soll ich dir sagen, daß die schiefe Falte über deinen Augenbrauen baldigen Tod bedeutet? Ich sehe ins kommende Jahr voraus, aber wie weit ich auch sehe, finde ich nur Bosheit und niedrige Absichten. Du bist schlimmer als ich, und ich bin schlimmer als meine Mutter, und alles das, was geboren wird, ist schlechter als das, was stirbt."

Er stand vom Steinboden auf und schob das Feuer zusammen. „Ich will dir sagen, Großmutter, weshalb ich mich heute Abend zu dir setze und dich um ein Herzenswort bat. Der alte Generalgouverneur hat heute befohlen, daß bevor die nächste Nacht einbricht, alle Frauen, junge und alte, gesunde und kranke, ihres Weges ziehen sollen, um nicht vom Brot der Männer zu zehren. Die sich weigern, werden mit dem Tode bestraft. Wie sollst du, die du in zehn Jahren niemals weiter als quer über den Burghof zur

Vorratskammer gegangen ist, jetzt in den Wald und Wildnis mitten in der Winterkälte umhertreiben können?"

Sie lachte und trat das Spinnrad schneller und schneller. „Haha! Ich habe das erwartet, weil ich des hohen Herrn Vorratskammer so treue gepflegt und über allem gewachet habe, was sein war. Und du, Jan! Ängstigt es dich, niemand zu haben, der für dich im Ofen bäckt und dir das Bett auf der Schlafbank richtet? Was für ein anderes Gefühl haben denn Kinder? Gelobt sei Gott. Gott, der uns endlich alle unter die Geißel seines Zornes schleudert!"

Jan faltete die Hände über seinem krausen, braunen Haar.

„Großmutter, Großmutter!"

„Geh, sag ich dir, und laß mich in Frieden sitzen und meinen Werg spinnen, bis daß ich selbst die Tür öffne und hinausgehe, um dieses Erdenleben loszuwerden!"

Er trat einige Schritte gegen das Spinnrad vor, dann kehrte er aber um und ging aus dem Gewölbe.

Das Spinnrad schnurrte und schnurrte, bis das Feuer ausgegangen war. Am nächsten Morgen, als Jan, der Trompeter, zurückkam, stand das Gewölbe leer.

Die Belagerung war lang und hartnäckig. Nach abgehaltenem Gottesdienst wanderten alle Weiber aus der Stadt hinaus in den schneeigen Februartagen, und die Altersschwachen und Kranken wurden auf Bahren und Wagen gebracht. Ganz Riga wurde zu einem Kloster für Männer, die dem Haufen von bettelnden Weibern, die sich mitunter von außen an den Wall heranschlichen, nichts zu geben hatten.

Die Männer hatten kaum Brot für den eigenen Notbedarf, und in den Ställen zerfleischten sich die ausgehungerten Pferde gegenseitig oder fraßen am Holz der Krippen und nagten große Löcher in die Wand. Der Rauch hing über den abgebrannten Vorstädten, und nachts wurden die Soldaten oft von warnendem Läuten geweckt und zogen die Handegen aus der Decke.

Wenn Jan, der Trompeter, abends ins Gewölbe heimkam, das er und die Großmutter zur Schlafkammer gehabt hatten, fand er doch fast immer die Schlafbank gebettet, und eine Schüssel mit schimmligem Essen stand daneben auf dem Stuhl. Er schämte sich, den anderen etwas davon zu erzählen, aber es erschreckte ihn. Er glaubte, daß die Großmutter im Schneegestöber umgekommen sei und daß sie, in Reue über ihre frühere Härte, jetzt umgehe ohne Rast und Ruh. Fieberschauer durchschüttelten ihn vor Erregung, und er schlief manche Nacht lieber hungrig im Schnee auf dem Wall. Nachdem er sich durch Gebet gestärkt hatte, wurde er jedoch ruhiger, und schließlich war er eher überrascht und geängstigt, wenn er zuweilen die Schlafbank unberührt und den Stuhl leer fand. Da konnte er sich ans Spinnrad setzen und es leise drehen und dem wohlbekannten Schnurren lauschen, das er Tag für Tag seit seiner Geburt gehört hatte.

Nun geschah es eines Morgens, daß der Generalgouverneur, der ruhmreiche fünfundsiebzigjährige Erik Dahlberg, ein heftiges Schießen vernahm. Er stand ungeduldig und zornig von seinen Zeichnungen und seinen Baumodellen aus Wachs auf. Sein früher so mildes Gesicht hatte schon aus Schwermut Falten bekommen, und ein Zug von Härte verharrte um die schmalen, zusammengebissenen, weißen Lippen. Er zupfte an seiner großen Allonge-Perücke und strich zitternd mit dem Nagel über den dünnen Schnurrbart, und als er die Treppe hinabging, stieß er mit seinem Stock hart gegen die Steine und seufzte. Je weiter er ging, um so bitterer und härter wurde er in seinem Gemüt, und als er schließlich am Wall stand, zog er niemand ins Gespräch.

Einige Bataillone hatten sich mit Musik und Fahnen aufgestellt, aber das Schießen war schon verstummt, und durch das Tor kamen zerstreute Scharen von Müden und Blutenden, die eben den feindlichen Sturm zurückzuschlagen hatten. Zu hinterst ging ein dünner, altersschwacher Greis, der selbst einen roten Säbelhieb über die Brust hatte, aber mit Mühe einen erschossenen Knaben in den Armen schleppte.

Erik Dahlberg hob die Hand über die Augenbrauen, um zu sehen. War der Gefallene nicht Jan, der Trompeter, der Knabe von der Festung da oben? Er erkannte ihn an seinem lockigen braunen Haar.

Im Torgewölbe sank der ermattete Träger auf einen Steinpfosten nieder und blieb da sitzen mit seiner Wunde, den toten Knaben auf dem Schoß.

Einige Soldaten bückten sich, um die Wunde zu untersuchen. „Was!?" riefen sie und tratn zurück. „Es ist ein Weib!"

Staunend bückten sie sich noch tiefer, um ihr Gesicht zu betrachten, der Kopf war nach der Seite gegen die Mauer gesunken, und die Pelzmütze glitt ab, so daß die weißen, dünnen Haare hervorfielen.

„Es ist die alte Gunnel, die Sibylle!"

Sie atmete schwer und öffnete die verlöschenden Augen.

„Ich wollte den Knaben nicht allein lassen in dieser bösen Welt; da ich aber Männerkleidung anzog und Tag und Nacht unter den anderen auf dem Wall diente, glaubte ich nichts Unrechtes zu tun, wenn ich vom Brot der Männer aß."

Fragend blickten Offiziere und Soldaten Dahlberg an, dessen Befehle sie übertreten hatte. Er stand noch gerade so verschlossen und schwermütig hart da, und in seiner Hand zitterte der Stock und stieß gegen die Steinplatten.

Langsam wendete er sich gegen die Bataillone, und die dünnen Lippen bewegten sich.

„Senkt die Fahnen!" sagte er.

Verner von Heidenstam.

Annette von Droste-Hülshoff:

An meine Mutter

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht
Von deiner Liebe, deiner treuen Weise;
Die Gabe, die für andere immer wacht,
Hätt' ich so gern geweckt zu deinem Preise.

Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr,
Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
Des Herzens Fluten wallten drüber her,
Zerstörten mir des Liedes zarte Wellen.

So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,
Und meine ganze Seele nimm darin —
Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel
zu sagen.

Der Storch von Videbäck.

Der Storch ist in Dänemark mindestens ebenso beliebt, wie in anderen Ländern. Der Storch von Videbäck im westlichen Jütland aber ist ein ausgesprochener Verbrecher, der die ganze Gemeinde terrorisiert. Er hat einmal mit seinem harten Schnabel eine Fensterscheibe in einer Fischerkate zerschlagen. In diesem ersten Fall war es vielleicht ein verzeihlicher Irrtum; wahrscheinlich hatte Meister Adebar geglaubt, das Fenster sei offen. Das Klirren des durch seinen Schnabelhieb zersplitterten Glases hat aber offenbar dem Storch von Videbäck Spaß gemacht. Er spaziert seitdem an den Häusern entlang und erprobt die Kraft seines Schnabels an allen Fensterscheiben, die ihm erreichbar sind. Die meisten Erdgeschoßfenster werden darum durch vorgespannte Netze gegen den Storchschnabel geschützt. Die Einwohner sind verzweifelt, denn keiner bringt es übers Herz, mit dem Knüppel gegen einen Storch vorzugehen. Sie fürchten sonst, daß er auch im guten Sinne nicht an die Scheiben klopft, um Kindersegen zu bringen. Nur einer sieht mit Wohlgefallen auf das Treiben des Gemeindestorches: der Glasermeister von Videbäck.

Zakład graficzny i miejsce odbioia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.